

Vom Wechsel der Schuhe während des Sprungs : Anpassung kann kein Ausweg sein

Autor(en): **Gross, Andreas**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue - Profil : Monatszeitschrift**

Band (Jahr): **65 (1986)**

Heft 10

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-340395>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Anpassung kann kein Ausweg sein

Von Andreas Gross

Wenn ein Hochspringer sich eine bestimmte Höhe vorgenommen hat, sie aber trotz mehreren Anläufen nie schafft, so stehen ihm verschiedene Auswege offen: Er kann seine Sprungtechnik überdenken, schauen, wie es die Konkurrenz macht. Er kann mehr trainieren, Muskeln zulegen, stärker werden. Er kann auch beim nächsten Versuch die Latte tiefer legen lassen und nach dem gelungenen Versuch sich einreden, er habe es geschafft.

Natürlich könnte er, der als «Grübler» unter den Sportlern bekannt ist, auch ein Buch schreiben über seine Not. Beispielsweise mit dem nicht sehr hilfreichen, dafür komischen Titel «Vom Wechseln der Schuhe während des Sprunges» – adidas würde bestimmt den Versand an alle eidgenössischen Turnvereine sponsern – im übrigen aber offen lassen, wie er nun sein Problem anzupacken gedenkt.

Ganz so offen lässt dies Ruedi Strahm in seinem neuesten Buch natürlich nicht. Sprungtechnik und Schuhwerk, das wird jedem schnell klar, will er unbedingt modernisieren. Dagegen ist gewiss nichts einzuwenden, solange die neuen Techniken nicht an die Substanz gehen, und wir nicht wie nach einer Rosskur mit allerlei Blessuren um das Sprunggelenk schlaff im Rasen liegen. Auch den Trainer beziehungsweise die Vereinsspitze gedenkt er wahrscheinlich auszuwechseln, doch in dieser heiklen Verbandsangelegenheit will er nicht zu viel eigenes Porzellan zerschlagen und hält sich deshalb stark zurück. Zudem will er

aber, so hege ich jedenfalls den leisen Verdacht, auch die Latte – bewusst oder unbewusst, das ist mir nicht ganz klar geworden – um einige Zentimeter tiefer legen. Und dabei vergisst er, dass einer, nur um Mittelmass zu sein, nicht lange trainieren mag, dass viele so ihre Motivation zum Training wie zum Einsatz verlieren und ohne grössere Ziele ganz mit dem Sport aufhören. Es gibt ja so viele andere Betätigungsmöglichkeiten. Nicht zuletzt auch die, zuzuschauen, wie es andere versuchen.

Dieses emotionale Problem ist vor allem deshalb nicht zu unterschätzen, weil es bei der Strahmschen wie unserer Angelegenheit um die Sache vieler Tausend Menschen geht, wie es also im Unterschied zum Hochsprung nicht mit einem Einmannbetrieb zu tun haben. Und wenn «Politik», wie dies jüngst wieder Willy Brandt für sich formuliert hat («ZEIT» vom 25. Juli 1986), durch das ausgemacht wird, was «in den Köpfen und im Land vorgeht» – vielleicht darf ich noch die ganz unpräsidiale Ergänzung wagen «und in den Herzen» –, so scheinen mir alle diese «emotionalen», mit den materiellen, geistigen und verborgenen Lebenswelten im Zusammenhang stehenden Probleme der Menschen gegenüber dem politischen Engagement allgemein und jenem in der SP eben ganz besonders wichtig. Gerade, weil sie nicht messbar sind in Grenzwerten, Komma Stellen und Prozentanteilen und auch nicht exakt extrapolierbar und schon gar nicht allein von oben fabrizierbar. Sie sind für mich deshalb von zentraler Be-

deutung, weil sie entscheidend sind für die Frage, ob wir die Menschen politisch mobilisieren können. Ohne eine solche Mobilisierung können einige Sozialdemokraten vielleicht «regierungsfähig» sein – ein Begriff, der bereits im ungleich prosaischeren Untertitel von Strahms Buch auftaucht –, aber nichts Wesentliches verändern in den gesellschaftlichen Verhältnissen, in denen man Mensch sein kann über sein Schicksal und weltweit nicht länger geknechtet wird von mehr oder weniger gepolsterten und abgefederten Gewaltsamkeiten.

Ich möchte zwar gerne ein Friedenskämpfer sein, aber wehre mich dagegen, wenn Sozialdemokraten Frieden schliessen mit herrschenden Strukturen. Gewiss gibt es in der Schweiz die Tradition der «vorzeitigen Versöhnung», doch dagegen haben wir uns trotz aller damit verbundenen Mühseligkeiten immer wieder zu wehren, auch wenn dies nur um wenige Zentimeter geschieht.

*

Doch ich will vor der konkreten Kritik erst einmal eingestehen, dass es mir sehr schwer fällt, über Ruedi Strahms «Sozialdemokratischen Entwürfe» zu schreiben und zu urteilen. Nicht dieser Entwürfe wegen. Mit deren Beurteilung liessen sich Dutzende von Seiten füllen, dies liegt an unserer Zeit, an den Umbrüchen, die wir erfahren und die solche Entwürfe so schwierig und so diskutabel machen. Meine persönlichen Schwierigkeiten haben mehr mit dem Autor zu tun. Mit den Erfahrun-

gen, die ich während der vergangenen zehn Jahre, die doch irgendwie diesem Buch zu Grunde liegen – darauf wird zurückzukommen sein – innerhalb der «Berner SPS» – der SPS zwischen Bundeshaus und Pavillonweg – an der Seite von Ruedi Strahm, manchmal auch vis-à-vis und mit den Fäusten auf dem Tisch, gemacht und durchlitten habe.

Das erste, und wenn ich es mir jetzt richtig überlege, leider auch einzige mehrstündige Gespräch zwischen uns fand allerdings in Zürich an der Gartenhofstrasse, nicht vor dem Haus von Leonhard Ragaz aber vor jenem der «Erklärung von Bern» statt, frühmorgens zwischen halb eins und halbdrei Uhr, nach seinem Referat über die Rolle der Banken in der Dritten Welt in der Sektion Oerlikon und vor seinem Amtsantritt als SPS-Sekretär. Strahm setzte damals grosse Hoffnungen in die Potenz des Parteiapparats, in die Möglichkeiten, Parteileitung, Präsident und Fraktion «auf Trab zu bringen».

In der folgenden Zeit begegneten wir uns viel im Zusammenhang mit der Banken-Initiative, mit der Strahm vorzügliche und vorbildliche Arbeit geleistet hat. Vor SPS-Partei-Vorstandssitzungen, bei denen ich als Juso-Vertreter das berüchtigte Zimmer 86 im Bundeshaus von innen kennenlernte, übernachtete ich jeweils bei Strahm in Hinterkappelen; die Diskussionen dauerten ebenfalls lange, wurden aber schon kontroverser.

Je näher es auf das neue SPS-Programm zugeht, um so mehr wurden wir zu Kontrahenten. Während für «die Linke» das neue Programm nur so viel wert war wie die Diskussion, die ihm in der ganzen Partei vorausging, gehörte Strahm zu jenem «Zentrum», das die Sache im Hinblick auf «Einigkeit vor den

Wahlen» durchpeitschen wollte und auch konnte.

Später, nach 1983, begegneten wir einander meist nur noch auf Perrons in Bahnhöfen, dabei hatten wir nie Zeit, zeigten aber wieder mehr Verständnis füreinander – allerdings unter Ausklammerung politischer Kontroversen wie beispielsweise der «Schweiz ohne Armee». Was die Bundesratsbeteiligungsfrage betrifft, habe ich Verständnis für seinen Einwand gegen den Austritt, die SPS sei nicht fähig zu profilierter Oppositionspolitik. Nur vertrete ich die Überzeugung, sie könnte dies in der Opposition besser lernen und nicht als Bundesratspartei. Strahm wiederum gestand vor einem Jahr ein, dass er beim Programm die Linke nicht sehr anständig behandelt habe und wir längerfristig durchaus recht gehabt hätten. Schliesslich versucht er mit seinem Buch jetzt genau jene Grundsatzdiskussion über wesentliche Fragen sozialdemokratischer Programmatik anzukurbeln, die in einer Programmdiskussion doch am fruchtbarsten geführt werden müssten, sofern sie nicht anderen Zielen dienen soll, sondern sich wirklich in einem veränderten Kurs, nicht bloss in einem anderen Unterbau oder einer anderen Fassade der Partei niederschlagen soll. In diesem Zusammenhang möchte ich übrigens die Buchbesprechung von Willy Spieler in den «Neuen Wegen» (Juni 1986) und von Ruedi Tobler in der «Friedenszeitung» (Juli 1986) empfehlen. Ich wiederum hielt Strahm zugute, dass es eigentlich ein ausgesprochenes Schwächezeichen ist, wenn Partei- und Fraktionspitze einen SPS-Zentralsekretär nicht akzeptieren können, der ab und zu in wichtigen Fragen einen anderen Standpunkt als den ihren vertritt. Ich konnte und kann es deshalb trotz allen politischen Vorbehalten nicht verstehen, dass Strahm nach

dem Krach um die Bundesratsbeteiligung – er unterstützte Hans Schmid statt Lilian Uchtenhagen und später den «Hablützel-Kompromiss» statt den Ausstieg aus der Exekutive – mehr oder weniger offen einen neuen Job suchte.

All diese Kontroversen schlugen sich im Buch zwar in mehr oder weniger deutlichen Spitzen gegen Uchtenhagen, Hubacher oder «die Linke» nieder, doch sie bleiben vor allem für den Aussenstehenden wenig transparent, sie werden schon gar nicht fruchtbar gemacht. In solchen Fragen haben ja jeweils auch die anderen zumindest ein ganz klein wenig «recht», und die Diskussion aus einer gewissen Distanz könnte für die Zukunft möglicherweise hilfreich sein. Dazu fehlt aber Strahm offenbar die Distanz, vielleicht auch die Distanz zu dem von ihm als richtig erkannten Standpunkt.

Es fehlt vor allem aber auch die selbstkritische Dimension, die von Insidern, die aussteigen und in Buchform «auspacken» in Ländern, in denen das mehr die Regel ist als bei uns, durchaus gepflegt wird. Wie sehr, dies entzieht sich natürlich dem Leser, der zur Beurteilung dieser Frage naturgemäss zu wenig Einblick hat. Wer dies nicht glaubt, der soll sich mal die sich in den Auslagen der französischen Buchhandlungen stapelnden Bücher jener sozialistischen Ex-Minister anschauen, die jetzt mehr Musse zur Reflexion haben, oder das Elaborat von Reagens ehemaligem Budgetchef Stockman lesen, der immerhin über sich selber festhält: «Ich hatte vier Jahre im Kongress verbracht, aber dort über Politik nichts gelernt.» Zu Ruedi Strahms Verteidigung lässt sich einwenden, dass der Limmat-Verlag ihn schlechter bezahlt hat als Stockman, der für seine «Enthüllungen» 2,3 Millionen Dollar kassierte, und ihn inso-

fern auch schlecht beraten hat, als er Strahm von seiner ursprünglichen Absicht, ein «dialogisches» Buch zu publizieren, abbrachte. Mit der Begründung, ein Buch mit einem Haupttext und einigen grösseren Stellungnahmen verkaufe sich nicht. Offenbar unterschätzen einzelne Verleger ihre potentiellen Leserinnen und Leser noch mehr als ehemalige Parteisekretäre die autonomen Potentiale und kreativen Fähigkeiten kritischer Bürger in- und ausserhalb ihrer Partei.

*

Am 3. August 1974, er war eben Sekretär der «Erklärung von Bern» geworden, veröffentlichte Ruedi Strahm in der «NZ am Wochenende» in einem grossen Artikel zur «Zukunft der Schweiz» mit dem Untertitel «Trend und Utopie: Autoritäre Herrschaft oder demokratischer Sozialismus» folgenden ersten Abschnitt:

«Wer sich Gedanken macht über die Zukunft der Schweiz, wer Strategien entwickeln will zur Überwindung des gegenwärtigen Gesellschaftssystems, der muss zunächst zwei Dinge tun: Erstens die gegenwärtige Situation und deren Trends analysieren, zweitens Zielvorstellungen formulieren für ein lebens- und erlebenswertes Leben, für eine menschenwürdige Gesellschaft der Zukunft.» Strahm lieferte damals wie seither immer mal wieder zwei «Zukunftsszenarien», ein realistischeres (rechtsbürgerliches) und ein «utopischeres», linkssozialdemokratisch Erstrebenswerteres. Einem Schema, dem Strahm auch im «Tages-Anzeiger-Magazin» vom 7. Mai 1983 treu blieb: Allerdings reduzierte sich 1983 das utopischere der beiden Szenarien – sie finden sich wortwörtlich übrigens trotz aller entsprechenden Diskussionen im neuen Buch wieder – eine Art angereicherter André Gorz («Der Weg ins Paradies»).

Soll ich Strahms neuestes Buch in seinen eigenen Worten von 1974 zusammenfassen, so lautet dies: Nur noch Trend, kaum mehr eine Utopie; immer noch Herrschaft, ebenso wenig «demokratischer Sozialismus» wie heute. Zu wenig Zielvorstellungen über ein «lebens- und erlebenswertes Leben» und kaum Ansätze, wie wir gemeinsam aktiv werden und uns aus dem jetzt in Richtung dieser Zielvorstellungen in Bewegungen setzen könnten. Oder mit den Worten der Zürcher SP-Sekretärin Barbara Haering: «Der Verzicht auf gesamtgesellschaftliche Utopien untergräbt bereits mittelfristig unsere Handlungsmotivation. (. . .) Nicht die Distanz zwischen Utopie und Alltag ist das Problem, sondern unser Unvermögen, Utopien so umzusetzen, dass im Alltag ihnen entsprechende Handlungen möglich werden.» (vergl. Rote Revue Nr. 9, 1986). Auffällig zudem, wie Strahm auf die Berner SPS fixiert ist und all die wichtigen regionalen SP-Erfahrungen der letzten Jahre in Basel und Zürich und anderswo nicht einbeziehen kann, obwohl sie viel Material für die SPS-Debatte beinhalten.

*

Die Strahmschen Entwürfe sind mir in mancherlei Hinsicht viel zu technokratisch, zu unkritisch gegenüber Herrschaft und Macht der alles andere als neutralen neuen Technologien und viel zu technikgläubig, was die Problemlösungsmöglichkeiten der Technik in zentralen Lebensfragen betrifft (Ökologie und Verkehr). Zentrale Belege sind die folgenden beiden Zitate: «Die bereits geplanten, kommerziellen Trends werden zum Durchbruch kommen, ob wir wollen oder nicht. Selbstbetrügerische Illusionen zu meinen, sie liessen sich in der weltweit verbundenen Schweiz einfach aufhalten.» (Seite 14) Oder:

«Das erste Argument für die hohe Technologie ist – es tönt banal und defensiv –, weil sie sich nicht verhindern lässt.» (Seite 130)

Selbstverständlich liegen solche Annahmen «im Trend». Strahm schwimmt sozusagen im herrschenden Strom. Aber wenn Aufklärung heute prinzipiell Widerstand heisst (Max Frisch), so setzt die Entwicklung sozialdemokratischer Programmatik doch erst einmal ein Denken wider den herrschenden Strom voraus. Es macht gerade die besondere Qualität der neuen Gen-, Informations-, Produktions- und Rüstungstechnologien aus, dass sie nicht mehr «kontrollierbar und lenkbar» sind, wie Strahm sich dies wünscht, und worauf er zumindest die sozialdemokratische Technologiepolitik zu bauen scheint, sondern, einmal etabliert, alle jene gesellschaftlichen Konsequenzen nach sich ziehen, die mit unseren Emanzipations- und Herrschaft abbauenden Bestrebungen unvereinbar sind. Was für die Atomtechnologie gilt – der Ausstieg als allein möglicher «Schutz» – gilt für viele andere, der Atomtechnologie in ihrer totalitären Struktur gleichenden, Technologien auch. Wer in der Strukturierung des Alltags der Menschen und bezüglich Gesellschaftsprojekten solche Zugeständnisse macht, für den sind dann eben auch die Konkordanz und der Korporatismus kein Problem mehr.

Selbstverständlich bin ich mir im klaren, dass eine solche Kritik noch keinen Ausweg darstellt, ebenso wenig wie die Anpassung an den «Trend» und die Absage an die sozialdemokratischen Ur-Ansprüche. Doch hier beginnen eben die interessanten Fragen: Wer bestimmt heute bei uns die technologische Entwicklung? Weshalb hat der schweizerische Staat und somit unser demokratisches politisches System dazu

so wenig bis gar nichts zu sagen, sogar viel weniger als der Staat in der BRD oder in Frankreich? Was kann andererseits der Nationalstaat angesichts heutiger Weltmarktverhältnisse und der Exportabhängigkeit der schweizerischen Wirtschaft punkto Technikentwicklung überhaupt noch eigenständig gestalten? Und welche der neuen Technologien sind im voraus als so umwelt-, irrums-, sozial-, zukunfts- und politikverträglich, dass sie (wo?) Anwendung finden können und wer soll dies wie bestimmen? Und was bedeuten gewisse Techniken bei uns für die Wirtschaft in der Dritten Welt?

In eine Diskussion solcher Fragen muss doch heute eine Debatte um SP-Entwürfe für die Zukunft einmünden und nicht mit Annahmen von vornherein Denkbarrieren aufbauen, die Entwürfe verhindern und vorwiegend Resignation verbreiten. Ähnliche Fragen muss sich übrigens auch ein anderes Papier mit «Perspektiven der Sozialdemokratie» aus Bern gefallen lassen (vgl. Artikel auf Seite 10), wobei die unter der SP-(Bundes-)Beamtenschaft gut vertretene Autorengruppe solche Debatte zu organisieren offenbar bereit ist. Weshalb nicht via SP-Zeitungen und «Rote Revue» dazu parteiöffentlich einladen.

*

Technokratisch ist die Perspektive meines Erachtens auch da, wo Strahm die von ihm so genannten «organisationspolitischen» Probleme angehen will. Hier zeigt sich, dass Strahm kein Genosse ist, der die SPS aus dem Blickwinkel eines aktiven Sektionsmitgliedes 100 Kilometer vom Bundeshaus entfernt kennengelernt hat, und der nicht im Haupt- oder Halbamt «Politprofi» ist. Auch Sektionspräsident war er nie, sonst würde er gemerkt haben, wie er diese mit seinen Ansprüchen überfordert.

Die Menschen werden bei Strahm, überspitzt formuliert, von handelnden Subjekten zu Objekten, die organisiert, gebündelt und gebündelt und dann von effizienten Profis im Sinne einer optimierend agierenden «Pressure Group» hinter den Kulissen und als «Referendumspotential» eingesetzt werden. Mir graut davon, dass Strahm nichts dagegen einzuwenden hat, wenn aus der SPS eine Art sozialdemokratischer Politverband im Stil des WWF wird: durchaus mächtig und effizient, gut verwaltet, die Mitglieder kaufen Wimpel, zahlen Beiträge, spenden vor allem und bekommen vielleicht – wie beim VCS – auch noch günstige Reise Gutscheine und die Auslagen der (politischen?) Pannenhilfe zurückerstattet. Flöten ging dabei alles, was früher einmal «Arbeiter- und Partei-Kultur» genannt wurde als Ausdruck des Versuchs, auch eine solidarische Lebensgemeinschaft zu sein, die sich kollektiv zu emanzipieren versucht.

Abstrakt: Wenn Strahm über Technik schreibt, wenn er auf die Mittel und Instrumente der Politik zu sprechen kommt, dann entgeht ihm, dass jedes Mittel auch etwas von einem Ziel enthält, das heisst, dass die Wege immer irgendwohin führen, oder mit anderen Worten: Bestimmte Ziele haben auch bestimmte Wege, Voraussetzungen, und nicht auf allen Wegen kann unser Ziel erreicht werden. Sicher genügt als Mittel sozialdemokratischer Politik das Parlament nicht. Es ist jedoch wenig sinnvoll, aus dieser Erkenntnis heraus sich nur noch auf das effiziente Lobbing hinter den Parlamentskulissen zu verlegen oder sich ganz auf die Konjunktur der sozialen Bewegungen zu verlassen. Es gilt vielmehr eine neue radikal-reformerische Synthese zwischen parlamentarischen, ausserparlamentarischen und meinetwegen auch be-

amtlichen, expertokratischen Strategien zu entwickeln. So müssen wir uns nach wie vor sagen lassen, was Leonhard Ragaz in einer Broschüre schon 1919 zum sozialdemokratischen Politikverständnis schrieb: «Es ist zu matt, zu farblos, zu wenig aufs Ganze aus, zu ausgetüftelt, zu altklug. Es wird zu wenig auf die schöpferische Tat abgestellt, es ist zu wenig revolutionärer Geist im besten Sinne dabei.»

*

Ragaz schrieb dies übrigens nicht in irgendeiner Broschüre. Sie hatte den Titel «Sozialismus und Gewalt» und bezog sich auf die von der russischen Revolution aktualisierte Frage, inwiefern militärische Gewalt hilfreich sei beim Aufbau des Sozialismus. Eine Frage, die Strahm 1974 in seinem NZ-Artikel unter dem Eindruck von Allendes Sturz in Chile übrigens nicht unbedacht liess. Damals schlug er auch noch Reformen der politischen Willens- und Mehrheitsbildung vor, die heute angesichts immer offensichtlicher Ungenügen der geltenden Formen und der von diesen geduldeten irreversiblen Zerstörungen zwar bedeutsam sind, im Buch aber nicht mehr erwähnt werden, so wie auch die «Gewaltfrage» – auch nicht im Sinne einer Konkretisierung der gewaltfreien Strategien – nicht wieder thematisiert wird.

Darum und weil es mich selbstverständlich trotz der ihm seines Oberleutnant-Status wegen zugestandenen «mildernden Umstände» enttäuscht, das Ruedi Strahm zur «Schweiz ohne Armee» keinen Ton verliert beziehungsweise als Realpolitiker nicht fragt, was 130 000 Unterschriften unter eine solche Initiative als Ausdruck eines heimatlosen Protest- und Oppositionspotentials realpolitisch bedeuten, möchte ich zum Schluss noch einmal Sätze von Ragaz zitieren, die er 1936 schrieb, als er

aus der SPS austrat, nachdem er 20 Jahre lang vergeblich das zu ändern versuchte, was er schon 1919 beklagt hatte: «Ein Sozialismus, der seinen Friedenskampf, seine Friedensbotschaft, seinen radikalen sozialistischen Antimilitarismus aufgibt, damit seine Seele verrate, seinen schöpferischen und werbenden Enthusiasmus preisgebe.»

Wobei ich bereits (Rote Revue Nr. 5, 1986) versucht habe zu zeigen, dass eine «sozialistische Friedensbotschaft» sehr viel auch mit Arbeit und Technolo-

gie zu tun hat. Strahm vernachlässigt diese Dimension aber ebenso wie er auf den gegenwärtigen politischen Antipoden der «Schweiz ohne Armee», den als Widerstand gegen eine offene Asylpraxis zunehmenden Rassismus in der Schweiz in Analyse und Entwurf nicht einbezieht. Im eingangs bereits zitierten Artikel der «ZEIT» meinte Willy Brandt (ich denke eben, wir können vom Vorsitzenden immer noch mehr lernen als vom Geschäftsführer Peter Glotz) im Sinne einer Lehre aus seinen Er-

fahrungen, dass «jeder Versuch, etwas aufzubrechen, sowohl Integratives als auch Herausforderndes verbinden muss». Gemessen daran schafft Ruedi Strahm weder das Integrative noch vermag er herauszufordern. Versuchen wir deshalb gemeinsam das zu leisten, was ein Einzelner heute vielleicht gar nicht zu leisten vermag. Ruedi Strahm wird gewiss nicht abseits stehen, mit neuem oder alten Schuhwerk den Sprung noch einmal wagen und mit uns einen neuen Anlauf machen.

Die Sozialdemokratie braucht Perspektiven

Diskussion statt Radwechsel

Ein Diskussionsbeitrag einer Arbeitsgruppe

Am SPS-Parteitag in Lausanne hat eine Arbeitsgruppe, welcher Genossinnen und Genossen aus verschiedenen Regionen angehören, ein Diskussionspapier über die Zukunft der SP vorgelegt. Die Arbeitsgruppe geht davon aus, dass sich die SP heute in einer entscheidenden Übergangsphase befindet. Die neuen Technologien und der damit verbundene rasante wirtschaftliche Strukturwandel, die Erhaltung des ökologischen Gleichgewichtes und die sich abzeichnenden gesellschaftlichen Veränderungen stellen politische Herausforderungen an die Sozialdemokratie dar. Die Zukunft der SP wird wesentlich davon abhängen, wie die Partei auf diese Herausforderungen reagiert.

Die Arbeitsgruppe möchte deshalb mithelfen, eine breite parteiinterne Diskussion über die künftige politische Strategie der SP zu führen. Sie steht allen interessierten Parteimitgliedern offen. Es ist vorgesehen, am 24. Januar 1987 eine Arbeitstagung

über einige «Schlüsselfragen» sozialdemokratischer Politik durchzuführen.

Im folgenden dokumentieren wir einige Abschnitte aus dem Papier «Perspektiven der Sozialdemokratie». Es handelt sich um den von 28 Genossinnen und Genossen unterzeichneten Einleitungsbrief und um zwei ausgewählte Kapitel aus dem eigentlichen Diskussionspapier, das von einer Redaktionsgruppe verfasst wurde. Das Papier kann zum Selbstkostenpreis von Fr. 5.- bei folgender Adresse bezogen werden: SP-Arbeitsgruppe Perspektiven, Postfach 3140, 3000 Bern 7.

Der Einleitungsbrief

«Liebe Genossinnen und Genossen

Die SP befindet sich in einer schwierigen Übergangsphase von der klassischen Arbeiterpartei zu einer auch von andern Schichten getragenen Reformpartei. Sie hat in den letzten

Jahren zu Recht neue Themen aufgegriffen (Umwelt, Frauenfrage usw.) und sich neuen Wählern und Mitgliedern geöffnet. Die politische Verarbeitung dieser neuen Themen und ihre Integration in eine politische Strategie ist allerdings noch nicht richtig gelungen.

Wir sind deshalb überzeugt davon, dass in der SP eine breite und vertiefte Diskussion über die zukünftige politische Strategie stattfinden muss. Die Partei sollte sich intensiv mit den Problemen befassen, welche die rasante wirtschaftliche und technologische Entwicklung mit sich bringt und frühzeitig fundierte Antworten auf diese Herausforderungen erarbeiten. Nur auf diese Weise kann es gelingen, der Partei ein klares politisches Profil zu geben und dem Wähler gegenüber sichtbar zu machen, wofür sich die SP einsetzt und wo sie sich von den andern Parteien zur Rechten und Linken unterscheidet. Das beiliegende Arbeitspapier bildet eine gute Grundlage für